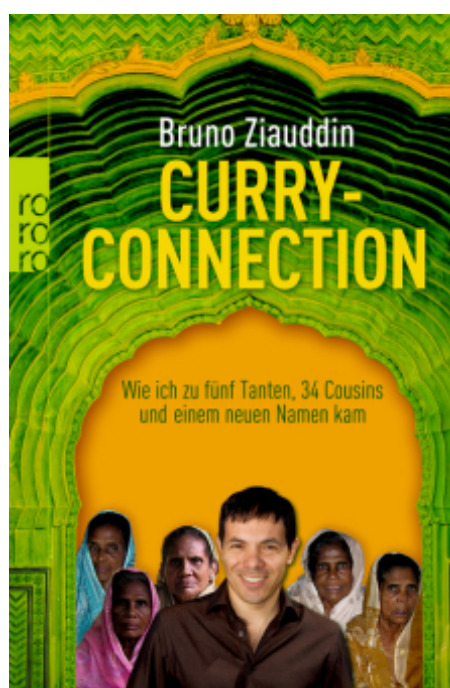


Leseprobe aus:

Bruno Ziauddin

Curry-Connection



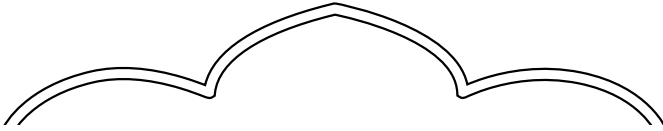
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

Prolog 9 Zürich 11 Srivaikuntam 22 Zürich 65

London 84 Ghana 113 Madras 137

Srivaikuntam 166



PROLOG

«Ist es noch weit?»

«Gern geschehen.»

«Wie bitte?»

«*No problem.* Du bist unser Gast.»

«Ich glaube, du hast mich nicht richtig verstanden. Ich habe gefragt, wie lange die Fahrt noch dauert.»

«*No problem.*»

«Auto – wie lange fahren?»

«Otto?»

«Auto.»

«Ah! Höchstens eine halbe Stunde. In vierzig Minuten sind wir da.»

«Verzeih, ich hätte noch eine dumme Frage. Wahrscheinlich wird es nicht die letzte sein.»

«Natürlich nicht.»

«Wer bist du?»

«Wer?»

«Du.»

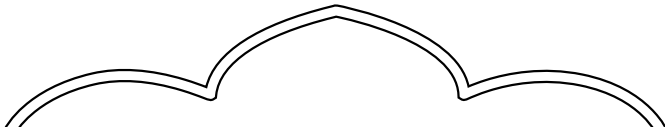
«Ah! Ich bin Babu. Babu, dein Cousin Babu!»

«Cousin?»

«Ja, der Sohn von Kamarunisa.»

«Und sie ist ...»

«... die Schwester deines Vaters.»



ZÜRICH

Die Geschichte beginnt mit dem Ende. Der 17. Dezember 2001 war ein eisig kalter Wintertag. Nach Feierabend fuhr ich zu einem schicken, in einer alten Fabrikhalle untergebrachten Lokal, wo die Weihnachtsfeier unserer Redaktion stattfand. Mit einem Glas Sekt in der Hand gesellte ich mich zu zwei Kollegen, die sich bereits in Festlaune tranken. Wir unterhielten uns im sarkastischen Tonfall über die düstere Lage unserer Branche, als mein Handy zu surren begann. Auf dem Display erschien die Nummer meiner Eltern.

Die Teenager- und Studentenjahre, in denen man sich über vermeintlich zur Unzeit erfolgende Anrufe der Eltern ärgert, lagen hinter mir. Ich nahm den Anruf mit einem aufgeräumten «Hallo» entgegen. Zwar stutzte ich, als nicht die Stimme meiner Mutter oder meines Vaters ertönte, sondern jene der Nachbarin. Ich dachte mir aber nichts weiter dabei und setzte zu ein paar freundlichen Fragen an. Wie es ihr denn so gehe und ob sie die Weihnachtseinkäufe schon erledigt habe. Die Nachbarin ging nicht auf meine Fragen ein, und erst jetzt realisierte ich, dass etwas nicht stimmte. Warum klang ihre Stimme so merkwürdig? Und was war das für ein Geräusch im Hintergrund? Weinte da jemand? War das nicht meine Mutter? Die Nachbarin sagte nur zwei Worte, doch ich verstand sofort: «Dein Vater.»

Ich nahm meinen Mantel, taumelte in die Kälte und stieg in ein Taxi. Wie die meisten Menschen Mitte dreißig war ich noch nie wirklich mit dem Tod konfrontiert worden. Als kleiner Bub bekam ich die aufgebahrte Leiche einer entfernten Tante zu Gesicht. Das bedeutete: keine sonderbaren Pfefferminzbonbons mehr in die Hand gedrückt zu kriegen. In der dritten Klasse verunglückte der Sohn des Bäckers tödlich. Ich vergaß rasch. Die Großeltern väterlicherseits lebten und starben fast achttausend Kilometer entfernt, ohne dass ich ihnen je begegnet war. Die anderen, die richtigen Großeltern, waren nach der Pensionierung von Zürich nach Südfrankreich gezogen, in die Heimat der Großmutter. Ich war dreizehn, als sie kurz hintereinander starben. Natürlich war ich traurig. Aber nicht so traurig wie an dem Tag, an dem ich die schöne Maria, die ich seit Wochen umwarb, beim Herumknutschen mit einem älteren Jungen sah.

Auf der Fahrt zur elterlichen Wohnung versandte ich rastlos Textnachrichten an Freunde und Arbeitskollegen. «Lieber Stefan, komme morgen nicht in die Redaktion. Mein Vater ist gestorben.» Ich war gleichzeitig benommen und überdreht, leer und voller Gedanken. In den folgenden Tagen und Wochen sollten noch zahlreiche schlimme, aufwühlende, manchmal auch auf eigenartige Weise schöne Momente folgen. Einer der schlimmsten Momente jedoch kam ganz am Anfang: Als das Taxi in die Straße der Eltern einbog, sah ich schon von weitem den Krankenwagen, der vor der Haustür stand. Das Blaulicht war ausgeschaltet. Ich begriff, dass es endgültig war.

Einholung der ärztlichen Todesbescheinigung, Anmeldung des Todesfalls beim Bestattungsamt, Anforderung des amtlichen

Todesscheins beim Zivilstandesamt, Aufgabe der Todesanzeige und Versenden der Trauerkarten; Unterredung mit dem Friedhofsverwalter zwecks Grabwahl, Bestellung des provisorischen Holzkreuzes inklusive Festlegung der Inschrift, Auswahl des Sargtyps, Erstellung eines Inventars zu Händen des Steueramts, Abteilung für Inventarisierung. Wer kennt einen guten Organisten für die Abdankungsfeier? Braucht es einen Grabkranz? Wo soll das Leichenmahl stattfinden?

Was grausam tönt, wurde in Wahrheit von einer weisen und gütigen Fee ersonnen. Der bürokratische Irrsinn der ersten Tage ist die einzige Medizin gegen Verzweiflung, Hilflosigkeit, Panik und Lethargie.

Auf der Beerdigung mimte ich den Tapferen, notgedrungen. Außer mir – Nachteil der modernen Einkindfamilie – war ja keiner da, der der untröstlichen Mutter wirklich hätte Trost sein können. Ein paar Freunde und Bekannte kondolierten. Silvia, meine Freundin, warf Blumen auf den Sarg, ebenso die Mikroverwandtschaft, bestehend aus einem Onkel zweiten Grades und meinem französischen Cousin.

Am Rande der Trauergemeinde stand Joseph. Die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt, in einer für die Jahreszeit zu dünnen Windjacke. Joseph wohnte in der Nachbarschaft und stammte wie mein Vater aus Südindien. Die beiden hatten sich einige Jahre zuvor auf einem Straßenfest kennengelernt. Er war so ziemlich der einzige Inder, mit dem mein Vater in den vielen Jahren, die er in Europa verbrachte, Umgang pflegte. Ansonsten mied er den Kontakt zu Landsleuten. Ebenso machte er, der geborene Muslim, einen Bogen um die Moschee, die sich unweit der elterlichen Mietswohnung befand. Mir empfahl er, dereinst meinen Familiennamen abzulegen. Zu kompliziert,

zu fremd, bringt nur Nachteile. Und er warnte eindringlich vor Reisen in den arabischen Raum. Lauter religiöse Eiferer, die nur darauf warteten, einen wie mich, einen getauften Katholiken mit muslimischen Ahnen, als Konvertiten zu brandmarken und in ein orientalisches Verlies zu sperren.

Mein Vater war nach dem Krieg nach England gegangen, um Ingenieurwissenschaften zu studieren. In fünfzig Jahren kehrte er nur viermal in seinen Geburtsort zurück, ein entlegenes Dorf namens Srivaikuntam, siebenzig Kilometer vom Südkap Indiens entfernt, wo Arabisches Meer, Golf von Bengalen und Indischer Ozean zusammenfließen. Erreichte ihn ein Brief aus der weitverzweigten Verwandtschaft, etwa von einem Neffen, der um Geld für den Hadsch, die Pilgerreise nach Mekka, bat, dann schrieb er ein paar scharfe Zeilen an Mister Yusuf, seinen Vertrauten im Dorf. Man möge ihn bitte mit Bettelbriefen, Hochzeitseinladungen oder den Schilderungen irgendwelcher Familienzwickigkeiten verschonen. All das raube ihm den Schlaf und halte ihn von der Arbeit ab. Selbst seine Muttersprache, Tamilisch, so behauptete er, habe er verlernt.

Lieber erinnerte er sich an seine Studentenzeit in London. An den köstlichen britischen Humor der Kommilitonen, an die langen Abende im Labor der Ingenieursfakultät, an die Beethoven-Konzerte in der Royal Albert Hall, die mit dem, was man heutzutage auf dem europäischen Festland zu hören bekam, nicht zu vergleichen waren. Oder er sprach mit Wehmut von Ernst, seinem leider allzu früh verschiedenen Schweizer Freund, diesem, wie er es nannte, hochkultivierten Unternehmer, mit dem es sich so herrlich bei einem Glas Scotch über Gott, die Welt und die fehlenden Manieren der heutigen Jugend reden ließ.

«Kultiviert» war ohnehin ein wichtiges Wort im Vokabular des Vaters. Eine Art Gütezeichen für alles, was seinem gestrengen abendländischen Wertesystem genügte, vor dem sich Humboldt, Knigge und Queen Victoria gemeinsam verneigt hätten. Er war für Bach und gegen die Beatles, für Krawatten und gegen lange Haare, für Schach und gegen Fußball, für die *Herald Tribune* und gegen Privatfernsehen. Indien, so schien es mir damals, spielte in seinem Leben nahezu keine Rolle, und indisch an ihm dünkte mich höchstens seine dunkle Haut und die Vorliebe für infernalisch scharfe Currys.

Kein Wunder also, dass auch ich mich kaum für seine Heimat interessierte und von ihr etwa gleich viel Ahnung hatte wie ein Bewohner der Malediven vom Eiskunstlaufen oder ein Sextourist von der Literaturszene Bangkoks. Lange Zeit wusste ich nicht einmal, dass mein auf «Din» endender Familienname genauso unverkennbar auf eine muslimische Herkunft verwies wie bei dem legendären Feldherrn Saladin (Salah ad-Din) oder dem Wunderlampen-Jungen Aladin aus *1001 Nacht*. Entsprechend unverständlich war mir das Interesse weltoffener Mitbürger in Gestalt von Lehrern, Schulzahnärzten und Nachbarn an meinen «exotischen Wurzeln». Wurzeln! Sehe ich aus wie ein Mangobaum?

Nach dem Tod des Vaters begannen sich die Dinge zu ändern. Allmählich nur und ohne dass ich mir dessen zunächst bewusst war. Den Anfang machte das Wiedersehen mit Joseph am Begräbnis. Seine Anwesenheit war für mich irgendwie tröstlich, und ich spürte eine unerklärliche Verbundenheit mit ihm. Obwohl uns in Wahrheit außer ein paar gemeinsamen Sonntagsessen bei meinen Eltern wenig verband. Und obwohl sich mein Vater und er in fast allem unterschieden: Heimat-

staat, Muttersprache, Religion; kontaktfreudig und aufbrausend der eine, still und fromm der andere. Nur Inder waren sie beide.

Das neue Jahr brach an, und ich begann wieder zu arbeiten. Die Abende verbrachte ich oft bei meiner Mutter, von der ich manchmal den Eindruck hatte, der Verlust ihres Gatten, mit dem sie vierzig Jahre verheiratet gewesen war, mache ihr mehr zu schaffen als die Krebsdiagnose, die man ihr kürzlich gestellt hatte. Im Stapel der Beileidsschreiben auf ihrem Küchentisch fand ich eine sperrige Karte. Sie zeigte ein kitschiges Blumenarrangement und war mit pompösen Lettern verziert. Den Text konnte ich nicht lesen, Tamilisch vermutlich. Aus den beiden in lateinischen Buchstaben hinzugefügten Namen schloss ich, dass es sich um eine Hochzeitsannonce handelte. Ein Mohammed aus Srivaikuntam würde wohl demnächst eine Afrah aus der Ortschaft Tirunelveli heiraten. «Müssten wir nicht Papas Verwandte benachrichtigen?», fragte ich meine Mutter.

Sie ging in sein Arbeitszimmer, wohl zum ersten Mal seit seinem Tod, und holte einen dicken Ordner, in dem lauter Luftpostbriefe abgelegt waren. Je älter mein Vater wurde, desto mehr Papier archivierte er – Zeitungsausschnitte, Faltprospekte, Gebrauchsanleitungen, Merkblätter, handschriftliche Notizen, die gesammelten Taschenkalender 1987–2001. Dass er auch die Briefe aus Indien säuberlich aufbewahrte, überraschte mich allerdings. Und wie viele es waren! Fast zuoberst fand ich einen Brief von Mister Yusuf, dem Vertrauten meines Vaters. Darin teilte er ihm mit, dass sich der Gesundheitszustand einer Frau namens Ummul wieder gebessert habe. – *In Liebe, Dein Yusuf.*

Ich ging zurück in das Arbeitszimmer, setzte mich an den Schreibtisch meines Vaters und schrieb in so einfachem Englisch wie möglich: «Lieber Mister Yusuf. Ich habe schlechte Nachrichten. Mein Vater ist gestorben. Er starb am 17. Dezember. Meine Mutter und ich sind sehr traurig. Alles Gute.» Mir kam in den Sinn, dass in meiner Geburtsurkunde ein zweiter, ein indischer Vorname eingetragen war. Und so unterschrieb ich erstmals in meinem Leben mit «Bruno Meeran».

Die Antworten trafen schnell und zahlreich ein. Auf alten Schreibmaschinen verfasst, mit zittriger Hand geschrieben oder in sorgfältiger Schnüchenschrift. Das Englisch war teils kurios, teils überformell, manchmal nahezu unverständlich, dann wieder von einer poetischen Kraft, wie sie nur die Reduktion auf das Allerwesentlichste hervorbringt.

Lieber Bruno. Ich bin Deine Tante. Die älteste Schwester Deines Vaters. Meine Augen halten nicht genug Tränen, um zu zeigen den Schmerz. In Liebe, Ummul.

Lieber Bruno. Ich bin Deine Tante. Jüngste Schwester Deines Vaters. Für mein nächstes Leben wünsche ich, wieder als seine Schwester geboren sein.

Lieber Bruno Meeran. Assalamu Alaikum! Ich bin Deine Cousine. Nicht Länder weder Entfernungen können unsere Liebe je trennen.

Im Namen Allahs des Allbarmherzigen. Wir beten zu Gott, er möge einen Himmel schenken für unseren über alles geliebtesten Onkels. Dieser Mensch so unübertroffen.

Lieber Bruno, ich bin Deine Tante. Die vierte Schwester Deines Vaters. Bitte sofort nach Indien kommen.

Und Mister Yusuf schrieb: «Ich möchte Sie darüber in Kenntnis setzen, dass nie eine überraschendere Nachricht und

so schockierend mich je erreicht hat. Und wieso erst jetzt so spät?»

Es war nicht der einzige Brief, in dem der Vorwurf anklang, ich hätte die Todesnachricht rascher überbringen sollen. Das stimmte natürlich. Schließlich handelte es sich – und das wurde mir merkwürdigerweise erst in diesem Augenblick richtig bewusst – um ganz nahe Angehörige, denen mein Vater, «trotz Ländern und Entfernungen», noch immer viel bedeutete.

Vielleicht sollte ich mich bei Mister Yusuf entschuldigen? Ihm eine Erklärung für mein Versäumnis liefern? Andererseits: Was hatte ich mit diesen Leuten zu tun? Mit muslimischen Händlern, Lehrern und Hausfrauen aus einem südindischen Kaff? Ich hatte gewiss genug eigene Sorgen. Eine kranke, frischverwitwete Mutter. Einen Job, der so aufreibend und aufzehrend war, wie es nur der eigene Job sein kann. Und Rückenschmerzen. Gottverdammte Rückenschmerzen, die mich seit Wochen mit der Beharrlichkeit einer Abrissbirne traktierten. Inder, lasst mich in Frieden!

Der Frühling kam, Mutter wurde kränker. Im Sommer die Fußball-WM, die ödeste aller Zeiten. Herbst, Arbeit, Arbeit, Arbeit. Der erste Todestag, ein Brief von Mister Yusuf. Eines Tages eine E-Mail von einer angeblichen Cousine namens Nowrose. Woher sie wohl meine Adresse hatte? Wenig später die absurde Anfrage eines Abdul. «Hallo. Du und ich Familie. Ich will leben in Europa. Bitte senden Information.»

Indien schien weit weg, rückte aber, wie ich erst im Nachhinein erkannte, immer näher. Obwohl mein Vater schon mit achtzehn von zu Hause weggezogen war, obwohl er nur selten über seine Familie sprach und vorgab, sich nicht mehr für

ihre Angelegenheiten zu interessieren, unterstützte er sie ein Leben lang finanziell. Ob als Praktikant in Pakistan, als aufstrebender Staudamm-Experte in Ghana oder als etablierter Ingenieur bei einem Zürcher Hoch- und Tiefbauunternehmen: Jahr für Jahr, ohne Ausnahme und immer an Weihnachten überwies er der Mutter und den sieben Schwestern Geld. Und da mein Vater zu jenen Männern gehörte, die zu Lebzeiten viel darüber sprechen, wie es sein wird, «wenn ich einmal nicht mehr da bin», sagte er mir: «Nach meinem Tod schickst du noch einmal dreitausend Franken. Dann ist fertig.»

Also betrat ich vor Weihnachten wiederum das Arbeitszimmer und öffnete den Aktenschrank, der mir immer ein wenig unheimlich gewesen war, weil darin, wie mir mein Vater eingebläut hatte, «alles Wichtige» lagerte. Das Testament, die Lebensversicherung, amtliche Ausweise und Zeugnisse, der Notgroschen sowie fünf Kopien einer Auszeichnung, die ich einst als Student gewonnen hatte.

Schnell fand ich in dem Schrank die Angaben, die es für die Zahlung brauchte. Und so geriet ich in die Fänge der indischen Bürokratie, der vielleicht absonderlichsten der Welt. Endlos wie die sibirische Tundra, mysteriös wie der Heilige Gral, willkürlich wie der römische Kaiser Caligula. Ich überwies das Geld auf das eigens für diese Zwecke eingerichtete Konto bei der State Bank of India, Zweigstelle Srivaikuntam. Mister Yusuf würde die Summe unter den fünf noch lebenden Schwestern meines Vaters verteilen. Doch die Zweigstelle weigerte sich, Mister Yusuf das Geld auszuhändigen. Dass er seit fünfzehn Jahren eine Vollmacht für das Konto besaß, half nichts. Ebenso wenig wie meine Mails, Faxbestätigungen und

eingeschriebenen Briefe samt den von der Bank angeforderten amtlichen Kopien des Testaments, des Todes- und des Geburtsscheins sowie einem Duplikat der Vollmacht, in deren Besitz sie bereits war. Wirkungslos auch meine Telefonanrufe bei der indischen Botschaft und das ungehaltene Schreiben, das ich hinterherschickte (ein «*stinking letter*», wie mein Vater, der gerne auf Englisch schimpfte, gesagt hätte).

Indische Bürokraten blockierten mein Geld. Mein Geld, das für Mister Yusuf bestimmt war. Für Mister Yusuf, der es an seine Verwandten weiterleiten sollte. An seine Verwandten, die auch meine waren. Ich – sie – wir. Zum ersten Mal waren aus den Angehörigen meines Vaters ein wenig meine eigenen geworden.

Es wurde ein Jahrhundertsommer; in der ganzen Stadt gab es nirgends mehr Ventilatoren zu kaufen. Wie gerne ich meiner Mutter einen ans Sterbebett gestellt hätte. Nach der zweiten Beerdigung in anderthalb Jahren legte ich mich für ein paar Wochen schlafen.

Danach war alles anders und genau gleich. Eine Zeitlang empfand ich ein irritierendes Gefühl der Freiheit. Ich konnte jetzt mein Erspartes verbrennen, mich nackt an den Eiffelturm binden oder einer obskuren Sekte beitreten, und kein Vater würde entsetzt sein. Ich konnte mit zweihundert Stundenkilometern in eine Betonmauer krachen, und keine Mutter würde bis ans Ende der Tage um ihren einzigen Sohn trauern. Natürlich machte ich nichts von alledem. Ich kehrte an meinen Arbeitsplatz zurück, ging samstags mit Silvia einkaufen, traf mich montags mit Freunden zum Billard und entsorgte jeden zweiten Freitag das Altpapier. Auch ohne Eltern

gab es einen Alltag. Und in dem hatten Inder nach wie vor nichts verloren.

Doch eines Abends im November, aus heiterem Himmel, wie man so sagt, geschah dies: Ich kam von einer öden Geburtstagsfeier nach Hause, ging ins Bad, wusch mir das Gesicht, starrte in den Spiegel und wusste: Ich muss nach Indien.